

# Ein Gefährlicher Mensch

Humoreske von Emil Rejshan.

Dr. Hans Heinrich Lotichius, Direktor einer Genossenschaft mit bedingter Haftpflicht und Willensbesieger, war auf dem Heimwege begriffen. Da er am Bahnhof keinen Wagen gefunden hatte, mußte er trotz des unfreundlichen Wetters, das ihm sogar den Genuß seiner kostbaren Havanna verlümmerte, zu Fuß gehen, und so war er nicht eben in besserer Laune, als er sich seinem schmutzigen Hause näherte, obwohl jetzt die Sonne wieder kräftig aus den Wolken schien und das ungemütliche Nash nur mehr von seinem Regenschirm verunstaltet wurde. Aber was war das? Plötzlich nahm das wohlgenährte Antlitz einen ganz außergewöhnlich strengen Ausdruck an, die Brauen über der goldenen Brille zogen sich erschreckend hoch, und stieß die vornehme Hauptstraße zu betreten, in der kaum hundert Schritte nach rechts die Villa Lotichius lag, machte er ein paar hastige Schritte in das Seitengäßchen zurück und verstreifte sich hinter dem Gebüsch des noch unbauten Grundstücks.

An der Tür seines Vorgartens — auch halb versteckt hinter Gebüsch — standen zwei Personen, die sich zum mindesten in feineren Hause nicht miteinander unterhalten durften, in merkwürdig lebhaftem Gespräch. Eine derselben war ein junger Mann, der genau so wie Herr Lotichius eine Maske unter dem Arm und eine Brille vor den Augen trug und auch beinahe ebenso vertrauenswürdig aus sah, obwohl er eher „Spindeldürr“ als die genannt werden konnte, sich mit einer Stahlbrille begnügte und seine Maske nicht aus kostbarem Leder, sondern aus billiger Wachselephant bestand. Er blickte von Zeit zu Zeit auffallend ängstlich nach den beiden Strohen zu, aus welchen der Chef des Hauses kommen konnte, wurde aber durch das niedliche Dienstmädchen, das mit weißer Schürze und weißem Spitzhäubchen neben ihm stand, und ihm immer wieder recht aufgeregt zunickte, offenbar so sehr gefesselt, daß er sich nicht zu trennen vermochte. Als ob es für ein so hübsches, freies Ding kein höheres Glück gäbe, als einen armen Hauslehrer, der sicher nie ernst macht, wenn er auch in der Lage ist, durch Heiratsversprechen zu lachen! Dumme Gans! Aber wer hätte dem schuldigen Biederwurm so etwas zugestimmt! Und noch dazu unter den Augen seines Schülers, im Hause der Herrschaft. Na warte!

Als Herr Lotichius den peinlichen Vorfall soweit überlegt hatte, machte er plötzlich wieder ein paar hastige Schritte nach rückwärts, als diesmal gleich durch eine Lüde des Hauses tief hinein in die Wildnis des Bauplatzes. Drüben war eine sehr scharfe Stimme hörbar geworden, die laut „Marie!“ rief, worauf Maria rasch die Hand des Kandidaten brühte, ihm einen sehr ärztlichen Blick zuwarf und verschwand. Wertwüßigerweise blieb aber der Kandidat immer noch an seinem Platz, als ob er ins Haus spähte, und erst nach einer Weile entfernte er sich nach der Seitengasse zu, und zwar in einem ganz verächtlich schnellen Tempo. Die Seitengasse aber betrat er auch nicht, er blieb wieder stehen, spähte wieder nach allen Seiten und sah endlich in der Hauptstraße weiter, so schnell, als er nur konnte. Dahinter stand wohl doch nicht bloß eine Liebchaft mit dem Dienstmädchen, die ja in aller Ruhe am Ausgehlag erlaidigt werden konnte — dahinter stand mehr! Herr Lotichius war schon heiß und kalt geworden, er sprang endlich trotz seiner Körperfülle fast ebenso flink wie der Kandidat davon, und erst als er — nach einer ganz flüchtigen Begrüßung seiner Frau — sein Allerheiliges betrat, atmete er wieder auf — die eiserne Kasse war unberührt!

Trotzdem nahm er jetzt sofort den Rastenschlüssel zur Hand und überzeigte sich, daß wirklich kein Eingriff erfolgt war. Da klopfte es aber auch schon an der Tür, und als er öffnete, stand seine Tochter vor ihm. Fräulein Flory war erheblich älter als Marie und auch lange nicht so hübsch. Aber die Erregung, in der sie sich befand, die Verlegenheit, mit der sie offenbar kämpfte, ihr aus aller Verschämtheit doch geradezu aufleuchtender Siegesblick, werten in dem Vater einen neuen Verdacht. Vielleicht handelte es sich wieder um Marie, noch um die eiserne Kasse, sondern um Flory! Vielleicht war Marie nur die Vertraute eines Verhältnisses, das hinter seinem Rücken und dem Rücken der Mutter angeknüpft wurde! Und je mehr er in der Eile wieder alles erwog, desto mehr wurde ihm dieser neue schreckliche Verdacht zur Gewißheit. Der Hungerleider, der so schüchtern und harmlos tat, hatte es faustdick hinter den Ohren, er spekulierte auf die Tochter des Hauses, auf die Tochter einer Villa, die 75,000 Gulden gekostet hatte! Flory aber in ihrem gefährlich gewordenen Alter —

„Papa!“ flammelte sie endlich, nachdem sie auch wieder höchst verdächtig — den Türriegel vorgeschoben hatte, „verzeih, daß ich dich störe — ich kann das nicht so in mir behalten — ich muß dir etwas anvertrauen. Der Doktor, Papa —“

„Ich dachte mir's!“ fiel er ihr zornig, seinen Verdruß nur mühsam bekämpfend, ins Wort, und Flory starrte ihn plötzlich ganz mißtrauisch an.

„Du — dich — test — dir's!“

„I — ja!“

„Sprachst du mit ihm?“

„Ich sah ihn nur von weitem. Wie ein Verbrecher spioniert er herum —“

Flory horchte auf, schlug aber dann plötzlich wieder ganz verstimmt die Augen nieder und zudte die Achseln. „So schlimm ist's ja nun doch nicht, Papa,“ meinte sie. „Was kann schließlich der arme Mensch dafür, daß er sich verliebt hat! Er war ja auch durchaus nicht frech. Nur daß er eben so weit ging! Daß er den Mut fand, was ich ihm gar nicht zugestimmt hätte! Ich war im Vorgarten, als er eben fort wollte, und während er sonst nur ganz schüden Hut zieht, sprach er mich heute an, obwohl er ohnedies schon fast eine Stunde länger bei Mangel geblieben war, als sonst. Zuerst fragte er auch nur nach dir und ob du gesund bist. Dann aber erklärte er mir —“

„Seine Liebe —?“

„Ach nein, Papa, das traute er sich doch nicht. Allerlei aus der Botanik erklärte er mir. Aber dabei wurde er immer wärmer, wollte gar nicht aufhören, pflückte mir einen ganzen Strauß zusammen und verabschiedete endlich sehr feurig, daß es ihm das größte Vergnügen bereiten würde, mit den ganzen Worten botanisch zu erklären, und daß ich ihn dann erst recht lieb haben würde.“

„Daß du ihn dann — erst — recht — lieb —?“

„Ja, Papa. Mir kam das natürlich auch sehr verdächtig vor. Und da ich plötzlich fürchtete, er könnte sich zu viel einbilden, hat ich ihn, mich zu entschuldigen, ich müsse ausgehen. Und dann tief ich davon — ins Haus zurück.“

Herr Lotichius hatte sich erhoben, und jetzt ging er — noch immer sehr erregt — mit großen Schritten auf und ab. Wenn der Hauslehrer Flory erwartete, dann war ja das Spionieren erklärt. Aber warum denn das Dooonlaufen? Und die Sache mit Marie. Das stimmte jetzt nicht recht. Handelte es sich vielleicht um einen ganz gefährlichen Menschen, um einen Don Juan, der sowohl nach Flory wie nach Marie seine Angel auswarf?

leicht noch gefährlicher, als ich denke. So ein Heuchler, so ein ... Was hatten Sie sich denn so lange mit dem Doktor zu unterhalten?“

Marie sah ihn erst erstaunt an, dann aber funkelten ihre Augen fast ebenso, wie die ihrer Götterin.

„Ich kann den Herrn doch nicht hinauswerfen,“ antwortete sie schnippsich. „Unterhalten hab' ich mich nicht mit ihm.“

„Hat er Ihnen vielleicht Botanik vortragen? Oder Kunstgeschichte?“

„Gewahre! Um Rat hat er mich gebeten — mir tat er ja wirklich leid — weil ihn doch die gnädige Frau nicht verstand — und so wollte er eben den Herrn Direktor erwidern oder abfangen auf dem Weg vom Bahnhof. Diesmal hat er nämlich noch nirgends sein Geld bekommen und vorgestern war doch schon der Ernst!“

Herr Lotichius machte wieder große Augen, während seine Frau im Erster verschwand. „I — ja!“ seufzte er, „daran hat, wie es scheint, keiner von uns gedacht. Ich habe ja auch so viel andere Dinge im Kopf. Aber ihr ... Na, nimm's nur nicht gleich wieder übel. Ihr habt eben die Liebe im Kopf. — I — ja! — Aber ich will ihm jetzt sofort sein Geld schicken. Geappelt hat er genug darum, der arme Kerl ...!“

**Alt-Nürnberger Steckbrief.**

„Ich Wolfgang Herr von Stubenberg erbiet allen und jeden, in was Landt und Städt sie sint, mein willigk Dienst und Grus, wie sich gegen aim jeden gepührt, zuvor. Ich las Euch wissen, daß mir ain Schlofer mit Namen Maister Voltein auß der Gefangnus kamen ist, der selbig dan mit Mörberer erschrien, darumb er fänglich angenommen ist worden. Darauf ist mein freuntlich Bit und Begehren ain weniglich, er sey hoch über nider Stands, gehlich oder weltlich, die mit diesem meinem Brieft ersucht werden, daß weniglich den obgemelten Schlofer auf mein Hofst und Zerung annehmen wolt, und mit Gefangnus wolt verwarren. So gelob ich aim jeden, der solich Annehmen tuet, daß ich der Sach nachthumen will, wie sich gepührt, und das so drauf geht, gehlich bezahl will. Des zu worter Urkund geb ich aim jeden, der den vorgemelten Schlofer angenommen hat, diese Behauptung mit meinem Juragt aufgetruckten Vetschaft vertwertiget und angner hant unterschriben, die gebt ist an Sonct Dionus Tag im 22. Jan. 1673 zu Nürnberg. Wolfgang Herr von Stubenberg, Stadtrichter.“

**Alger Elefant.**

Im Welt-Museum zu Philadelphia steht das Gerippe eines Elefanten, der im Leben unter dem Namen Bijou bekannt war und das künftige Tier seiner Paffe genezt sein soll. Erst in seinem sechzigsten Lebensjahre entdeckte man seine großen Fähigkeiten. Er befand sich damals im Zirkus einer amerikanischen Wandergesellschaft, aber am zweiten Tage nach der Eröffnung wurde Bijou vermisst, man suchte vergeblich nach ihm, kein Mensch hatte den Entwichenen gesehen. Da fand man ihn endlich im Pferdeboll, damit beschäftigt, die Pferde zu waschen und zu büstern. Erstaunen ergriff die Zuschauer. — Bijou aber ließ sich nicht fören, von einem Pferd ging er zum anderen, und wenn das Wasser in seinem Keibel zur Reize ging, drehte er den Lahn des Wasserfasses und schöppte neuen Vorrat. Die Pferde ließen sich die Behandlung durch den neumodischen Stallknecht ruhig gefallen. Die Lösung dieses Rätsels wurde bald gefunden. In seiner früheren Stellung war nämlich Bijous Quartier der Pferdeboll, wo man ihn stark gefesselt hielt. Dieser Umstand hinderte ihn, die Arbeiten, welche er den Stallknechten absehen, selbst auszuführen, jetzt aber hatte er nun die erste Gelegenheit benutz, sein Gesicht zu zeigen. Künftig wusch er die Pferde, sämte sie und legte ihnen das Geschir auf.

**Ihr Reichthum.**

# Parisfal.

Eine tragikomische Erinnerung aus Bayreuth von Alex. v. Hoffe.

„Ach, nun geben sie den „Parisfal“ über!“ sagte seufzend die gute Baronin von der Heide. „Da werde ich ihn wohl nicht mehr in Bayreuth hören, wie ich es mir mein Leben lang gewünscht habe. Dabei —“ sagte sie melancholisch hinzu, „bin ich einmal gleichsam vor den Thoren des Heiligthums gewesen und ... aber das ist eine Geschichte, die man sonstig nennen könnte, wenn sie nicht so traurig gewesen wäre.“

„Ergählen! erzählen!“ wurde von allen Seiten verlangt.

„Also,“ begann Frau von der Heide, „es ist einige Jahre her, da kam eines schönen Tages Frau Agathe von Kalinska, eine sehr elegante, hübsche, junge Frau, zu mir und beschwor mich, ich sollte mit ihr nach Bayreuth reisen.“

„Ich dachte es mir reizend, gerade mit Ihnen zu reisen und in Ihrer lieben Gesellschaft einige gemüthliche Tage zu verleben, liebste Frau von der Heide,“ lächelte sie.

Ihre Freundin hatte sie nämlich im Stich gelassen, ich sollte deren Billet übernehmen und sonst brauchte ich mich um gar nichts zu kümmern. Frau von Kalinska versprach, für mich besorgt zu sein, als wäre ich ihre eigene Mutter.

Ich begann mich nicht lange und erklärte mich freudig bereit, sie zu begleiten, denn Frau von Kalinska war mir bisher als eine heitere und lebenswürdige Persönlichkeit bekannt gewesen, doch man muß mit jemandem reisen, um ihn gründlich kennen zu lernen, das ist eine alte Wahrheit, die zu erproben ich bald Gelegenheit fand.

Wir reisten also jelebergnügt von Berlin ab. Unser Kupee war dicht besetzt, aber mir war es gelungen, einen bequemen Fensterplatz zu ergattern, und ich konnte zufrieden sein. So dachte ich wenigstens. Kaum aber hatte unser Zug das Reichbild der Stadt verlassen, so begann Frau Agathe unruhig zu werden, und endlich bot sie mich, doch den Platz mit ihr zu wechseln. Sie verträge es nicht, rückwärts zu fahren, sie außerdem so gern an Fenster. Da gab ich gutmüthig meinen schönen Fensterplatz auf und quetschte mich zwischen zwei forpulenten Damen, die nach Marienbad reisten. Doch kaum sah ich, mußte ich Frau von Kalinskas Reisetage herunterlangen, die sich jetzt über mir befand, und nach einigen Minuten wieder hinaufgeben. Nach einer Weile bat mich meine liebe Reisegefährtin in süßstem Ton:

„Ach, liebste Frau von der Heide, würde es Ihnen sehr unangenehm sein, für uns eine Flasche Gießhübler aus dem Speisewagen zu holen?“ — Ich muß etwas trinken, soll mir nicht schlecht werden, aber ich kann nicht selbst gehen, denn mir wird so leicht schwindlig in einem schnell fahrenden Zuge, und da könnte ich mich im Korridor stoßen.“

Natürlich wollte ich nicht riskieren, daß es Frau Agathe schlecht würde, und so machte ich mich nach dem Speisewagen auf, der sich am entgegengesetzten Ende des langen Zuges befand. Die Waggonen schwanken entsetzlich, und mit mehreren blauen Fleden am Leibe kam ich von meiner Mission zurück.

Dann nahte die Essenszeit, aber Frau Agathe wollte nicht mit mir in den Speisewagen gehen, einmal weil ihr, wie gesagt, das Gehen im fahrenden Zuge nicht bequemlich war, und dann auch, weil ihr das gemeinsame Speisen unhygienisch war, dafür beauftragte sie mich, doch so lebenswürdig zu sein und dafür zu sorgen, daß ihr möglich schnell ein Beefsteak in ihr Abteil gebracht würde.

Frau gewesen sein. Ich war schon ganz abgehebt, aber Frau Agathe verlangte alle Dienste so lebenswürdig und selbstverständlich, es war unmöglich, ihr ungefällig etwas abzuschlagen.

Endlich kamen wir in Bayreuth an.

„Ach, liebste Frau von der Heide,“ rief aufgeregt Frau Agathe, als kaum der Zug hielt, „wollen Sie nicht schnell vorausseilen und einen Wagen belegen? wir riskieren sonst, keine mehr zu bekommen! Ich bleibe beim Handgepäck.“

Ich stürzte davon, drängte mich durch das Menschengewühl und erwiderte noch glücklich den letzten Landauer. Aber nun stellte es sich heraus, daß es unmöglich war, alles Gepäck auf diesen einen Wagen mitzunehmen. Ich hatte allerdings nur einen kleinen Koffer und eine Dutschachtel mit, dafür Frau von Kalinska zwei Koffer, die jeder so groß waren wie ein Haus, zwei Reisetaschen und drei enorme Dutschachteln. Diese Dutschachteln mit den darin befindlichen wertvollen Hüiten wollte sie unter keinen Umständen ausichtslos einem Gepäckmann anvertrauen. Nach einigen Gimmhber bestimmte sie kategorisch, daß sie zuerst mit dem größeren Teil des Gepäcks in die vorangemietete Wohnung fuhr und der Wagen dann mit dem Rest der Bagage holen sollte. Ehe ich noch protestieren konnte, war sie eingestiegen, fuhr davon, und ich mußte nun eine halbe Stunde im zughigen Bahnhof warten, bis der Wagen mich holte.

Aber noch immer verlor ich meine gute Laune nicht, ich stand ja an Erfüllungsziel langgehegten Wunsches: Morgen sollte ich den „Parisfal“ hören! —

Unsere Wohnung bestand aus einem schönen großen Zimmer, das mit zwei Meiderchränken versehen war, einen großen Spiegel, Sofa und sonstiges bequemes Ameublement aufwies, dann einer winzigen Kammer, in der sich nichts befand, als ein Bett, ein Waschtisch und zwei wackelige Stühle. Sogar ein Spiegel fehlte. Ganz selbstverständlich nahm ich an, daß Frau von Kalinska mir, als der älteren Dame, das große Zimmer überlassen würde, und sagte ihr, daß sie ihre Kleider ja in meinen Schränken aufhängen und ihr Haat vor meinem Spiegel sich frisieren könnte.

„Aber meine beste Frau von der Heide,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Kammerchen wohnen! Bedenken Sie mein vielles Gepäck!“

Mit einem Wort, sie legte energisch auf das große Zimmer Beschlag, und ich konnte sehen, wie ich in der Kammer unterkam. Als ich dann ganz bescheiden wenigstens mein Theaterkleid in einem der Schränke unterbringen wollte, weil mein Zimmerchen ein solches Luxusmöbel nicht aufwies, waren beide bereits mit Frau Agathes prächtigen Toiletten angefüllt, und sie protestierte händeringend gegen die Zumutung, noch mein Kleid darin aufzuhängen. Es wurde ja alles zerdrückt werden! meinte sie, und schon sprangen Tränen in ihren Augen auf.

Gut — ich ließ mir einige Nägel in die Wand meines Kammerchens schlagen und hing daran meine Garderobe auf. Einen kleinen Reispiegel hatte ich glücklicherweise mit, so brauchte ich nicht von dem im großen Zimmer Gebrauch zu machen, was mir auch sicherlich verwehrt worden wäre.

Meine Besse hatte leider zwei Fenster, eines an der Längsseite, eines der Schmalseite, und beide schlossen schlecht. Dazwischen stand mein Bett. Während der Nacht kam ein Gewitter, und der Sturm setzte eifrig über mich hinweg. Ich froh jämmerlich unter der dünnen Decke, mußte aufstehen, mein Reisetag und meinen Mantel über das Bett breiten, und schon fühlte ich, daß ich mich fürchterlich erkälten würde.

vielleicht die mit den gelben Spigen anlegen sollte. Ob ich meinte, daß die mauvefarbene zu anfallend sein würde? —

Wir war das ganz einerlei, und stöhnend riet ich zu dem mauvefarbenen Kleid. Aber sie zog dann doch das weiße an, zeigte sich mir noch in ihrer ganzen Pracht, und ich war froh, als sie endlich davonranste und mir meine Ruhe ließ. —

Nach Bayreuth zu kommen, um, statt den „Parisfal“ zu sehen, im Bett zu schwinen — welches Schicksal! Ich weinte heiße Tränen der Wut, aber schließlich schlief ich über meinen Gram ein und lag bereits in süßem Schlummer, als Frau v. Kalinska nach Hause kam. Mit hartem Finger postete sie an meine Thür, und ich fuhr erschrocken aus lieblichen Träumen empor.

„Dorf ich für einen Augenblick zu Ihnen herein? Ich muß Ihnen doch erzählen, wie es war!“ rief sie, kam hereingekracht und setzte sich auf mein Bett.

„Ach, Sie Kermisse,“ bedauerte sie mich. „Nein, was haben Sie sich doch heute entgehen lassen! Zu schade, daß Sie so eigenjüchig waren, wegen des biedereren Herdenschusses im Bett bleiben zu wollen!“

Ich lachte innerlich, ich hätte sie erinuern mögen, aber ich bezwang die bösen Reigungen meines Herzens.

„War es schön? Hat die Vorstellung Sie doch befriedigt?“ fragte ich verhältnismäßig freudlich.

Frau Agathe zog die Brauen hoch und machte ein Gesicht, wie ein Mensch, der über ein schwieriges Problem nachdenkt. Dann hob sie die rechte Hand, legte den Daumen und Zeigefinger aneinander und spreizte die übrigen Finger.

„Wissen Sie, Liebste,“ sagte sie langsam und jedes Wort abwagend, „wissen Sie — ein klein wenig eleganter hätte ich — doch sein können. Mehrere Damen waren noch etwas eleganter als ich! Ja — ich hätte doch wohl die mauvefarbene Toilette anlegen sollen!“

„Gute Nacht!“ sagte ich grob und drehte ihr den Rücken. Dann dankte ich Gott für den Regenbogen, der mich davor bewahrt, den „Parisfal“ in Gesellschaft einer Frau geort zu haben, die bei dieser Gelegenheit — doch noch ein ganz klein wenig eleganter hätte sein können! —

**Kojaken.**

Der Schulze von Buch, einem städtischen Gute an der Stettiner Bahn, kamte im Jahre 1760 ein Lied von den Russeningen. Als diese Berlin belagerten, kamen am 7. Oktober früh gundst neben Kojaken nach Buch und plünderten die Bauern aus; abends um einhalb sechs Uhr trafen weitere Kojaken ein und setzten den Betrieb fort. Mit brennenden Strohbüscheln auf den Augen sprangen ritten sie auf die Bauernhöfe und drohten, alles niederzubrennen, wenn nicht 1000 Taler bezahlt wurden. Den Plarrer bearbeiteten sie mit dem Knasthau, nachdem sie sein Haus ausgeplündert hatten. An schimmigen aber erging's dem Dorf schulzen. Im Winter wurden die Kojaken mit ihrer Säugeverhäre, um ihn an das Sterben zu gewöhnen. Mehrmals hängten sie ihn auf; aber sie schnitten ihn immer wieder ab. Daß sie es beim letzten Male nicht vergaßen, schenkt daraus hervorzugehen, daß uns die Budget Paraphronit von diesem Vorfal Meldung erstatten kann. Wer hätte es sonst wissen können! Aber zweimal gehängt ist beinahe so schlimm wie einmal gestorben, und der arme Schulze hat gewiß sein Verbot an die böse Nacht gedacht. Die Einwohner stichteten sich inzwischen in die Heide, und erst am 16. Oktober wagten sie, in ihr gänzlich verwüstetes Dorf heimzukehren.

**Spargel-Essen.**

Ein Fachblatt der Gastronomie behauptet, daß man in jedem Lande den Spargel anders isst und die Spargelesser immer die des anderen Landes als Bööter erklären und als Menschen, die nicht anständig essen können. In den „Kulturländern“ wird der Spargel ungeschneitten gegessen. In England werden vielfach überhaupt nur Spargelköpfe serviert, die natürlich ohne Würze und ohne Beinträchtigung des Wohlgeschmacks mit der Gabel gegessen werden. Bester ist die Methode immerhin als die andere, bei der die ganze Spargelstange oft der Gabel entgleitet und dann natürlich in die Sauce fällt, die in weitem Maße nicht sehr zu der Freude der Umgebung umherspricht. Das beste ist, den Spargel an seinem Ende mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand zu erfassen, mit der rechten Hand eine Gabel unter das vordere Ende zu schieben und dieses „schwanzte“ aber ledere Gebüde zum Wundte zu führen. Hierzu ist zu bemerken, daß der schöne Spargel, vorausgesetzt, daß er recht zart und frisch ist, getrost mit Messer und Gabel gegessen werden kann, ohne durch das Metall an seinem Wohlgeschmack zu verlieren.